

Nr. 55. Bydgoszcz/ Bromberg, 9. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Am Abend dieses zweiten Tages fand das erste Bordfest statt, denn das übliche Tanzen, das man sowohl auf Deck nach dem Gekreisch zahlreicher Grammophone wie im großen Saal nach den Klängen der Jazzkapelle fast wie eine gymnastische Übung betrieben hatte, zählte nicht unter die offiziellen Veranstaltungen. Man feierte heute „Die Nacht von Havanna", die sowohl am Anschlagbrett als durch Lautsprecher angekündigt wurde und zahlreiche Überraschungen versprach. Die Damen und Herren wurden gebeten, ihre Gesellschaftskleidung dem Stil des Festes anzupassen und etwas Farbenprächtiges, Leuchtend-Buntes hinzuzufügen und im Salon des Friseurs sowohl wie bei den Kabinenstewards gab es Seidenpapierblumen, Maharadschaturbane und andere exotische Surrogate zu kaufen, die man freilich für einen Bruchteil der geforderten Preise in jedem Newyorker Papierladen oder Warenhaus hätte erstehen können. Nun, man war nicht in Newyork, man war an Bord der „Queen of Havana", und man sah hier und heute nicht auf den Cent, nicht einmal auf den Dollar.

Bei den Vorbereitungen für den festlichen Abend hatte Peggy Alice Lißner in ihre Kabine gerufen, um ihr die Schätze zu zeigen, die sie erstanden und auf dem Bett ausgebreitet hatte.

„Aber Kind!" rief Alice, „das alles können Sie doch unmöglich anziehen, anstecken oder aufsetzen! Sie würden wie eine Figur aus einer Schießbude aussehen!"

„Meinen Sie, es ist zuviel?" Peggys hübscher Kindermund verzog sich in einem traurigen Schmollen. „Gut, dann nehmen Sie die Hälfte. Ich hatte ohnehin schon gedacht, daß diese Reihe Mohnblüten unerhört zu Ihrem Blond passen würde. Ist es dann immer noch zuviel?"

„Es ist immer noch zuviel, Peggy. Aber den Mohn nehme ich", sagte Alice, und sie dachte, daß der Mohn die Blume des Vergessens ist. Es war vieles zu vergessen. Dick Dexter und die schreckliche Szene gestern abend und die kühle, erzwungene Freundlichkeit, die Tom Howard ihr heute den ganzen Tag über entgegenbrachte. Und dabei hatten sie sich nur bei den Mahlzeiten gesehen. Sie war fest entschlossen, sich das nur noch ein paar Stunden mitanzusehen, sollte sich sein Ton auch im Verlauf des Festes nicht ändern, so wollte sie ihn stellen. Sie war nicht ein Mädchen, dem man gestern sagen durfte, daß man es liebe, um es heute fast achtlos beiseitezuschieben.

„Die Nacht von Havanna" hatte sehr wenig mit Havanna, desto mehr aber mit Newyorker Amüsierbetrieb zu tun, bei dem es bekanntlich mehr auf die Quantität als die Qualität des Vergnügens ankommt.

In dem zweistöckigen Hauptsaal spielten drei Kapellen, die ihre Musik zudem noch mit Lautsprechern über alle Decks erklingen ließen. Die Sektpfropfen knallten ununterbrochen, seriöse Männer hatten sich Fesse und Indianerschmuck auf die Glatzen gestülpt und bewarfen die dichtgedrängt Tanzenden mit Unmegen von Konfetti und Papierschlangen, dabei bliesen sie auf Papptrompeten oder schossen mit Kinderpistolen.

Die Mehrzahl der Passagiere schien begeistert. Auch Peggy war selig, nur Howard und Alice blickten ein wenig hilflos in diese brodelnde Masse. Zuweilen tauchte in ihr Peggy auf, die winkte und ihnen ein Scherzwort zurief oder man sah den pomadisierten Kopf Mr. Clynes, der im Rhythmus des Tanzes auf- und niedertauchte wie eine schwarze Lackkugel.

Howard und Alice sprachen wenig miteinander. Dazu war der Lärm zu groß, der nie abbrach, auch dann nicht, wenn die eine Kapelle erschöpft verstummte, da sogleich die beiden anderen mit Pauken, Trompeten, Saxophonen und Schlagzeugen einsetzten. Dennoch fühlten sie, daß die Verstimmung vom Morgen gewichen war. Bewundernd blickte Howard auf Alice, die ein schwarzes Seidenkleid trug, das nur ein wenig Gold schmückte. Die Mohnblüten hatte sie an die linke Schulter gesteckt, sie wirkten jetzt, da sie sie trug, nicht mehr papieren und imitiert, es schien Howard, als hätte sie die geheime Macht, alles Unechte, Unedle zu wandeln und zu läutern. Er entsann sich der nächtlichen Szene nur noch dunkel. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Ja, er war eifersüchtig gewesen. Jeder Mann, der dies schöne, junge Geschöpf liebte, mußte eifersüchtig sein, und so war es sehr leicht möglich, daß er sich getäuscht hatte.

„Nun, hast du deine Geschäfte alle erledigt, Tom?" fragte Alice. Wenn sie allein waren, sprachen sie immer deutsch miteinander, schon um das junge glückliche „Du" anwenden zu können, das es im Englischen ja nicht gibt.

Howard nickte. Er hatte in der Tat ein Telegramm an seinen Vertreter aufgegeben und wenige Stunden später die Radioantwort erhalten: „All right".

Als Alice bemerkte, daß Peggy und Mr. Clyne den großen Saal verließen, ohne zuvor noch einmal an den Tisch gekommen zu sein, meinte sie, daß es vielleicht besser wäre, der Kleinen zu folgen.

Howard erhob sich sofort. „Ich spiele ungern den Aufpasser", sagte er. „Aber vielleicht hast du recht. Ich traue dem Burschen nicht sehr."

„Und ich ihm ganz und gar nicht", versetzte Alice.

Während sie sich durch die johlende, tanzende, lachende Menge den Weg bahnten, dachte sie an den einen Pflichttanz, zu dem sich Mr. Clyne bereit gefunden hatte.

Sie hatte zuerst danken wollen, dann aber doch die Gelegenheit wahrgenommen, um noch einmal ein paar Worte allein mit Dick Dexter zu wechseln.

„Du hast dein Wort gebrochen", hatte sie erregt geflüstert, als die Klänge der Musik ein wenig leiser wurden.

„Ich entsinne mich nicht."

„Du entsinnst dich nicht, daß du mir gestern versprachst, dich zurückzuziehen."

„Habe ich das nicht getan, Liebling? Habe ich dich nicht wie eine fast fremde Dame behandelt?"

„Mich vielleicht, aber du hast dich an unsern Tisch gedrängt und machst keineswegs Anstalten, dich von Peggy zurückzuziehen."

„Eifersüchtig?" Sie sah wieder sein höhnisches Lächeln vor sich.

„Du bist wahnsinnig. Ich, deinetwegen eifersüchtig! Aber die Kleine ist zu schade für dich, damit du es weißt!"

„Du warst nicht zu schade für mich, schöne, stolze, unnahbare Alice?"

„Ich verstehe dich nicht. Meinst du, weil wir uns zweimal geküßt haben, was ich heute freilich nicht mehr verstehe, meinst du das?"

„Du hast ein schlechtes Gedächtnis, Liebling. Wir haben uns immerhin viermal geküßt, zuletzt gestern abend, und zudem gibt es ras Gästebuch eines kleinen Berghotels, in dem wir als Mann und Frau eingetragen sind, als Ehepaar, das zusammen ein einziges Zimmer bezog."

„Damals hast du dich vornehmer benommen als heute, Dick. Glaube mir, ich wäre in die Nacht und den Schnee hinausgelaufen, wenn du es nicht getan hättest."

„Nun, gut, du hast es aber nicht getan. Wir haben morgens zusammen das Zimmer verlassen. Das Zimmermädchen hat uns dabei gesehen. Sie wird, falls Mr. Howard es wünschen sollte, ihm das nur bestätigen können."

„Glaube doch nicht, daß ich deine Erpressungen ernst nehme."

„Du wirst sie ernst nehmen, meine Liebe, wenn du mir wieder in die Quere kommst. Du hast nicht auf den Fratz aufzupassen. Er gefällt mir, und wenn man es geschickt anstellt, wird man von ihr mehr erhalten können, als ein paar Mondscheinküsse. Ihr Schmuck ist nicht gerade der einer Großfürstin, aber immerhin, er ist echt, und falls sie ihn „verliert", werde ich ihr sogar noch suchen helfen."

Das war ihr letztes Gespräch gewesen. Alice hatte nichts mehr geantwortet, aber doch kurz darauf zu Peggy gesagt, daß es stillos sei, echten Schmuck gemeinsam mit dem Gold- und Silberpapier, mit dem sie sich doch sehr reichlich ausgestattet hatte, zu tragen. Peggy hatte schuldbewußt genickt. Wahrlich, Alice hatte immer recht, mit allem, was sie sagte, und so war sie in ihre Kabine gehuscht, hatte den echten Schmuck abgelegt und verschlossen. Sie war stolz zurückgekommen und hatte es berichtet.

„Sie hätten ihn in den Safe des Zahlmeisters schließen lassen sollen, Peggy, das wäre das beste gewesen . . ."

Oh, Peggy hätte das gern getan, aber das Zahlmeisterbureau war jetzt geschlossen und der wohlbeleibte Herr, der die Werte der Passagiere betreute, tanzte nun, frei aller Zahlungsbilanzsorgen, mit den Damen, wie es alle Offiziere taten bis auf jene, die, wie Mr. Bailie Dienst auf der Brücke.

„Sind Sie nicht zu vorsichtig, Alice?" hatte Howard gefragt. „Schließlich ist das hier ja kein Piratenschiff."

Natürlich nicht. So bacchantisch sich auch einige gebärdeten, als sie jetzt hinter Howard über das Oberdeck ging, es waren im Grunde harmlose Newyorker Bürger, die, losgelöst von der Pflicht, und dem Alltag, sich ein wenig laut und lärmend amüsieren wollten.

Auch hier auf den Decks wurde überall getanzt, soweit die bunten Lampionreihen reichten, die wundersamen, großen Beeren glichen, und deren Schein tatsächlich das Schiff und seine Menschen verzauberte.

Es dauerte geraume Zeit, ehe sie Peggy und ihren Partner entdeckten. Die beiden tanzten nicht mehr, sie lehnten unten auf dem B-Deck an der Reling, während Alice und Howard sie ungestört vom A-Deck aus beobachten konnten.

Hier habe ich auch gestern gestanden, an der gleichen Stelle, rachte Howard, und plötzlich brachen wieder Bitterkeit und Zorn in ihm auf. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Er sah wieder alles vor sich im Schatten der Boote, die beiden Gestalten, die er zuerst an den flüsternden, erregten Stimmen erkannte, und dann der Augenblick der Trennung, wo Clyne Alice an sich riß und ihren Hals küßte, die gleich schöne Schulter, über die sich jetzt die Mohnranke zog . . . Wahrlich, dieser Bursche schien seinen Stammplatz zu haben, wenn er sich mit einer jungen Dame zurückzog.

Peggy und Clyne traten einen Schritt zurück, nein, eigentlich zog er sie von der Reling fort, ganz in den Schatten des Rettungsbootes, das leise in den Davits schaukelte, jetzt beugte er sich über sie, und jetzt . . . Howard schloß die Augen. Er wußte sich frei von moralinsaurer Schnüffelei, er war kein Puritaner, auch für Peggy nicht, aber daß dieser Mensch sie küßte, das wollte er nicht wahrhaben, das durfte nicht sein . . .

„Peggy!" rief Alice neben ihm leise.

Die Kleine dort unten antwortete nicht sogleich, aber das Pärchen fuhr doch auseinander, und Peggy flüsterte schnell Robert Clyne ein paar Worte zu, ehe sie ein erstauntes und langgedehntes „Jaaa?" heraufrief.

Robert Clyne aber eilte davon. Er tauchte kurz danach in der Masse der Tanzenden auf, die er mit hastigen, fast brutalen Bewegungen beiseitedrängte. Er ging sehr schnell, wie ein Mann, der ein bestimmtes Ziel erreichen will, und dies war es, was Howard auffiel und ihm blitzschnell den Gedanken eingab. Clyne zu folgen.

Offenbar strebte Clyne dem Treppenhaus zu. Hier, vom A-Deck aus, konnte Howard es schnell erreichen, und er betrat es, als Clyne eben die ersten Stufen abwärts nahm. Er hatte Howard nicht bemerkt. Ohne sich umzusehen, lief er den Kabinengang entlang, um erst vor Peggys Kabine stillzustehen und sodann die Tür zu öffnen.

Howard bremste den Schritt. Er wartete, bis Clyne eingetreten war, dann zählte er langsam bis hundert und riß plötzlich die Tür auf.

Clyne hatte das Deckenlicht eingeschaltet, er kniete am Boden, er hatte Peggys Kabinenkoffer unter der Koje hervorgezogen und geöffnet, in der Hand hielt er das flache Ebenholzkästchen, das Peggys Schmucksachen barg. Ringe, ein paar Ketten, eine goldene Armspange.

„Hände hoch!" wollte Howard rufen, dann aber erschien ihm derlei zu lächerlich; es genügte ja vollkommen, Clyne in dieser Situation überrascht zu haben. Übrigens rührte sich der Bursche nicht. Er kniete weiter am Boden, das Schmuckkästchen in der Hand, und blickte fassungslos auf Howard.

„Mister Howard . . .", stammelte er schließlich.

„Sie brauchen mir nichts zu erzählen, Clyne!" rief Howard. „Folgen Sie mir möglichst unauffällig in Ihrem eigenen Interesse zum Kapitän."

„Ein Wort noch, Mister Howard!" Clynes Stimme klang wieder sicherer. „Miß Peggy selbst hat mich beauftragt —"

„Womit,"

„Ihren Mantel zu holen. Sie fror an Deck und gab mir den Kabinenschlüssel."

„Ich wüßte nicht, was das mit den Schmucksachen Peggys zu tun hätte, Clyne?"

„Natürlich nicht. Aber da ich hier war, fiel mir ein, daß wir doch heute abend davon sprachen, wie leichtsinnig es war, sie nicht im Safe einzuschließen. Da wollte ich Peggy einen kleinen Schreck einjagen. Natürlich hätte ich sie ihr morgen wiedergegeben. Es war nur ein Scherz, Mister Howard, glauben Sie mir, nur ein Scherz. Peggy wird mir gewiß verzeihen."

„Sie haben es hier nicht mit Peggy, sondern mit mir zu tun, mein Lieber, verstanden? Und ich habe keinerlei Sinn für derartige Scherze! Also bitte etwas plötzlich, kommen Sie mit!"

„Zum Kapitän? Aber Mister Howard, Sie können hier doch nicht einen Skandal inszenieren!"

„Sie haben ihn inszeniert, nicht ich!"

„Ich schwöre Ihnen, daß es ein Scherz war! So glauben Sie mir doch, es war ein Scherz!"

Howard überlegte einige Sekunden.

„Nun gut", sagte er schließlich, „an Ihren Scherz glaube ich nicht, aber auch mir liegt nichts an einer Bordaffäre. Hören Sie also, wir laufen morgen Miami an, nicht wahr? In Miami werden Sie das Schiff verlassen, um es nicht wieder zu betreten. Kommen Sie mir danach noch einmal vor Augen, so lasse ich Sie verhaften. Dies ist der einzige Weg, Ihren sogenannten Scherz zu liquidieren."

(Fortsetzung folgt.)

Leute von Paraguay.

Wo man von Krieg und Liebe spricht.

Kleine Bilder von Otto Steiniger.

Der Markt von Asuncion ist in ganz Südamerika berühmt. Er erscheint dem Fremdling unwirklich, verträumt und versunken in dem Schlummer von Jahrhunderten, genau so wie die ganze Stadt. Ein niedriges Viereck, von einer weißgekalkten Mauer umgeben. In der Mitte stehen Holztische für die Metzger. Blutige Viertel von Schafen, Schweinen, Kälbern und Rindern liegen auf den Tischen, hängen an eisernen Haken. Weißbeschürzte Männer wetzen geschäftig ihre langen Messer . . .

An den vier Wänden der Mauer sind schmierige, winzige Kaffeestuben angeklebt, wo die Landleute, sofern sie es sich leisten können, schwarzen, ungesüßten Mokka trinken und dazu weißes Brot ohne Butter essen. Es sind auch einige Lädchen an dieser Mauer, in denen geschäftstüchtige Syrier einen Handel mit billigem Tuch, Bändern und tönernen Heiligenbildchen betreiben.

Um die Metzgertische, die Kaffeehäuschen und die Händler wogt das Heer der braunen Frauen mit den strähnigen Indianerhaaren, den dicken, schwarzen, selbstgedrehten Zigarren im Schnabel. Sie verkaufen Tabak, Gemüse, Apfelsinen, Bananen. Und überall schimmern Berge von goldgelben Orangen.

Ein Meer von bunten Blüten. Viele von den Frauen haben flammendrote, leuchtendblaue und unschuldweiße Blütenzweige in den Haaren und hinter den Ohren. Mögen die ernsten Indianergesichter noch so pergamentledern erscheinen, die bunten Blüten in den straffen Haaren geben einen klingenden Ton Lieblichkeit.

Meine Tante Clara, bei der ich zu Besuch bin, sieht von all den duftigen, zarten Dingen nichts. Aber sie weiß genau Bescheid, wo es die saftigsten Lendenstücke gibt, wo die dicksten Kohlköpfe und wo die mehligsten Bananen. Darin ist sie Meisterin. Sie streicht durch das Heer der braunen Menschen und schießt bald hier, bald dort wie der Silberreiher der Flüsse Paraguays auf die ersehnte Beute.

Wie sie handeln kann! Der alten Indianerin hilft alles Zetern nichts. Sie mag da noch so oft die glimmende Lunte aus dem Mund nehmen und den brauen Saft nach allen Seiten spucken, es nützt ihr nichts. Tante Clara weiß sehr genau, was sie will. Die Köchin, die hinter ihr einhertrottelt, den großen Korb auf dem Kopf, bekommt das Fleisch, die Süßkartoffeln, die Früchte und das Gemüse in den Korb, und wenn sie mit der hochgepackten Ladung aufrecht und stolz wie jede echte Paraguayerin nach Hause zieht, schaut ihr die Herrin seelenruhig und zufrieden nach. Sie weiß, sie hat es wieder gut gemacht.

Die eingeborenen Frauen sind allerdings anderer Meinung. Sie kratzen den Kopf, daß die schwarzen Haare nur so flitzen, und schelten in Guarany, der alten Indianersprache. Da regnet es böse Worte. Es ist aber alles nicht so schlimm gemeint. Am nächsten Morgen grinsen die Marktweiber schon wieder, fletschen ihre hübschen Zähne, und Tante Clara trägt von neuem den Siegespreis von dannen.

*

Bisweilen gehe ich in die Kathedrale. Es ist eine stattliche Kirche. Zwei wuchtige Türme bewachen sie auf beiden Seiten. Sie ist in den niedrigen Schwingungen des spanisch-amerikanischen Kolonialstils erbaut. Rings herum ziehen sich auf drei Seiten Säulengänge — klobig und schwer —, wo an den Feiertagen Frauen mit Früchtebergen hocken, die sie den Gläubigen anbieten.

Oder ich laufe ins Gefängnis und sehe mir die Unglücklichen an, die man in der brütenden Hitze so eng zusammengepfercht hat, daß sie sich kaum bewegen können. Ein starkes Eisengitter trennt mich von ihnen. Da gibt es rote Ponchos, zerfetzte Hemden, blaugraue, fadenscheinige Baumwollanzüge, riesige Strohhüte aus Schilfgras oder Zuckerrohrblättern. Hier kennt man keine einheitliche Gefängnistracht, die Häftlinge müssen ihre eigenen Kleider tragen, bis ihnen die Fetzen vom Leib fallen. Auch Betten haben sie nicht, kaum ein paar dünne Decken. Die Männer werfen sich auf die Steinfliesen, liegen da nebeneinander, eng aneinander in dichten Haufen. Die Luft ist stickig von der Hitze, der Feuchtigkeit und den Ausstrahlungen schmutzstarrender Leiber.

Ganze Trupps von braunen Kerlen werden von kleinen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett hineingejagt. Da ist alles darunter: Mörder, Diebe und harmlose Betrunkene, die wegen irgend einer Schlägerei verhaftet wurden. Irgendwo hört man verzweifelte Schreie, Schläge klatschen, Gelächter trillert, die Luft wird dichter und dunstiger . . .

*

Die Leute von Paraguay sind liebenswürdig, herzlich. Wenn man um eine Auskunft bittet, wollen sie sich schier umbringen vor Hilfsbereitschaft. Sitzt man auf den Bänken der grünen Plätze, so findet man sehr rasch Gesellschaft und aufmerksame Unterhaltung. Männer kommen, die immer über Politik reden wollen. Auch wird immer noch vom Chaco-Krieg gesprochen. Der Krieg und die Politik füllen ihre Gedanken aus.

Anders die Frauen. Sie reden nicht vom Krieg, sie sprechen von der Arbeit und der Liebe. Was schert sie Bolivien! Was die Revolution! Sie werden lieben und Mütter werden, sie werden sich abplagen müssen, sie werden auf ihren kleinen Eselchen zum Markt reiten und Früchte verkaufen. Mögen die Männer vom Krieg und von der Revolution reden, die Frauen plaudern von der himmelblauen Liebe. Aber über allem — ob Liebe, ob Krieg — liegt Ruhe, Frieden, atmet die Stadt im Dornröschenschlaf. Wer hier lebt, dem versinkt die Unrast der Welt wie ein Phantom am Himmel der Gedanken.

Der rechte Wandersmann.

(Zum 150. Geburtstag Eichendorffs.)

Die deutsche Heimat ist des Herzens Wiege.
Wie dankbar trinkt der Wald das blaue Licht!
Wie eine Lerche ihre Strophe flicht
Um einer Silberwolke schwanke Stiege!

Und irgendwo in einem kühlen Grunde
Geht eine Mühle, sinnt ein Lindenbaum
Zurück sich in die Nachtigallenstunde;
Da sah er Zweien in den schönsten Traum.

Es wiegt des Wanderers Herz sich in die Weite,
Auf Wiesenwegen wie auf steilem Pfad,
Im Regenwind wie unterm Sonnenrad —
Es singt; und immer ist es auf der Freite.

Gott ist dem rechten Wandersmann zur Seite:
Ob es oktobert, oder ob es mait:
Die Heimat ist ihm Wiege, ist ihm Weite,
Ist Aufbruch, Ziel, ist seine Ewigkeit.

Franz Mahlke

Das verrufene Haus.

. . . und wie es ein Geheimnis preisgab.

Von Ludwig Voß-Harrach.

Man sollte eigentlich annehmen, das verrufene Haus gehöre der Vergangenheit an. Denn leben wir nicht in einer aufgeklärten Zeit? Und haben nicht Wissenschaft und Technik von manchem Geheimnis den Schleier gerissen, der undurchdringlich schien? Die Geschichte, die sich jüngst in Montreal zutrug, sollte allen Abergläubischen Warnung und Trost sein . . .

Der Gifthauch der Tiefe.

Das kanadische Haus galt als verhext. Alle seine Bewohner wurden mit Krankheit geschlagen. Mit Kopfschmerzen begann es. Dann stellte sich mit Regelmäßigkeit Erbrechen ein. Und in manchen Fällen steigerte sich die Übelkeit zu sichtbaren Geschwüren auf der menschlichen Haut. Auch die Tiere blieben nicht verschont. Hunde und Katzen und alle Lebewesen, die in das unheimliche Haus einzogen, verfielen dem Gifthauch. Man forschte nach der Ursache. Endlich glückte es Tiefbau-Ingenieuren, das Rätsel zu lösen. Sie stellten einen Bach fest, der unter den Fundamenten des Hauses seine

Bahn zog und der ein Wasser mit starkem Radiumgehalt führte. Die Strahlen, die er aussandte, hatten das Unheil angerichtet. Das Haus war nicht verhext, und es ruhte auch kein Fluch auf ihm. Das möchte man fast bedauern: Kein Zauberstück und kein frommer Spruch konnten ihm helfen. Dem Radium ist auf solche Weise nicht beizukommen. Das Haus mußte eben beseitigt werden.

Aber das soll keine Ermunterung für Gauner sein, die ihren gutgläubigen Zeitgenossen Schutzbleche gegen Erdstrahlen aufschwatzen möchten!

Wer war der Vampir?

Und auch die Gespensterfarm von Wilconnia hat ihren Schrecken verloren. Sie lag im fernen Neusüdwales. Aber der allgemein-menschliche Inhalt der Tragödie war doch von solcher Art, daß sie auf dem ganzen Erdball bekannt wurde. Der letzte, der das unheimliche Rasthaus erlebte, war ein gewisser Frank Burdett, der in finsterer Nacht dort anlangte, als er in dem unaufhörlichen Regen und in der undurchdringlichen Finsternis den Weg verfehlt hatte. Er verdankte es dem Instinkt seines Pferdes, daß er überhaupt ein Dach über den Kopf bekam. Natürlich wunderte er sich nicht wenig, als ihm niemand öffnete, als sich keine menschliche Seele zeigte, als er an dem Staub und den Spinngeweben die Verwahrlosung des Hauses erkannte. Und dann wurde er, als er sich müde in einem Sessel niedergelassen hatte, plötzlich von würgenden Händen an der Kehle gepackt. Lange Haarsträhnen peitschten ihm das Gesicht, und ein Kreischen wie von einem Waldvogel gellte ihm an das Ohr. Es gelang ihm, sich loszureißen. Er schwang sich auf sein Pferd und ritt die ganze Nacht. Endlich kam er — mit blutigen Kratzwunden bedeckt — an einer Schaffarm an. Die Leute vernahmen den schaurigen Bericht. Dann suchte man das unheimliche Haus auf. Man wußte, daß sich dort vor Jahren eine Tragödie abgespielt hatte. Ein junges Ehepaar war zugrunde gegangen, als sich die Tierzuchtversuche des Mannes als Fehlschläge erwiesen. Der Mann hatte den Tod gesucht. Das Kind war gestorben und die Frau — vor Schmerz wahnsinnig geworden — ins Irrenhaus gebracht worden. Niemand anders als sie hatte den einsamen Reisenden in der Nacht überfallen, wie sich herausstellte. Sie war aus der Zelle entwichen. Man fand sie — als Tote. In den Armen hielt sie ein Bündel, in dem sie wohl ihr Kind erblickt hatte. Das verrufene Haus wurde in Brand gesteckt, um nicht zum Schlupfwinkel lichtscheuen Gesindels zu werden.

Wenn Gespenster zärtlich werden . . .

Manche andere rätselhafte Erscheinung ist von mutigen oder besonders klugen Zeitgenossen ihres übernatürlichen Schimmers beraubt worden. Manches gespenstische Geschehnis allerdings harrt auch heute noch der Enthüllung. Was soll man zum Beispiel von der Geschichte halten, die ein Lord Halifax in einem Buch wiedergegeben hat! Es begann mit einem Familienfest, das ein gewisser Sir George Sitwell im Jahre 1885 veranstaltete. Da war unter den geladenen Gästen auch die Nichte des Erzbischofs von Canterbury, eine Miß Tait. Sie fand in dem Schloß Unterkunft. Aber sie flüchtete mitten in der Nacht aus ihrem Zimmer zu der Hausherrin und bat um einen anderen Raum. Sie sei durch Küsse aus dme Schlaf gerissen worden. Und die fremden Lippen hätten sich eiskalt angefühlt. Es war wirklich eine unheimliche Geschichte gewesen, und man gab natürlich der Nichte des Erzbischofs sofort ein anderes Zimmer. Aber man regte sich doch nicht sonderlich darüber auf. Vielleicht war es ein Traum gewesen, der die Dame geweckt hatte! Als lange Zeit verstrichen war, wurde eine Schulfreundin der Schloßherrin in dem unheimlichen Raum untergebracht. Man hatte ihr von dem Erlebnis der erzbischöflichen Nichte kein Wort erzählt. Aber auch sie schreckte aus dem nächtlichen Schlummer empor, suchte bei der Freundin Schutz und berichtete, die eiskalten Küsse eines Gespenstes hätten sie geweckt. Man grübelte nach. Man forschte nach Erklärungen. Alles blieb vergeblich. Die Jahre vergingen. Da kam es zu einigen Umbauten in dem seltsamen Schloß. Und dabei entdeckte man in der Tat geheime Räume und Gänge, von denen bis dahin niemand etwas gewußt hatte. Auch unter dem verhexten Gemach fand sich ein solcher Zugang. Er enthielt — zwei Särge. Sie mußten aus dem 17. Jahrhundert stammen. Man öffnete sie. Der eine Sarg war leer. Der andere enthielt den sterblichen Teil eines jungen Mannes. War das Rätsel gelöst? Von den Freunden des Hauses wird die Frage im allgemeinen mit Ja beantwortet. Die Erklärungen sind jedoch verschieden, und zwar scheiden sich hier die Abergläubischen von den Spöttern . . .



Bunte Chronik



Sonntagfriede als Propagandamittel.

Wer ein braver Eglishman ist, der hält seinen Sonntagfrieden so streng wie seine konservativen Großeltern. Er geht am Sonntag weder ins Kino noch ins Wirtshaus, er treibt keine Politik und keinen Sport, sondern liest seine Zeitung und geht in die Kirche. Es ist deshalb ein stillschweigendes Gesetz der Konservativen Partei, daß der englische Sonntagfriede durch keinerlei politische Kundgebung beeinträchtigt wird. Die Sozialisten denken indes nicht daran, sich diese Regel ebenfalls zur Regel zu machen. Sie sehen in dem konservativen Sonntagfrieden ein unübertreffliches Propagandamittel und halten, wie auch jetzt wieder nach dem Rücktritt Edens, an Sonntagen große Massenversammlungen ab, lassen die Parteiführer bewegte Werbereden halten und Angriffe gegen die konservativen Gegner schleudern.

Am Sonntag abend aber sitzen Arbeiterparteiler und Konservative einträchtig vor den Lautsprechern und hören die letzten Tagesnachrichten. Sie bestehen an solchen Tagen ausschließlich aus der Wiedergabe der sozialistischen Parteireden, denen die Konservativen keinerlei eigene Reden entgegenhalten können. Sie haben ja ihren Sonntag beschaulich und zurückgezogen verbracht.

Einige jüngere Lords haben bereits verlangt, auch am Sonntag konservative Politik zu machen. Aber die führenden Männer Old Englands weisen diesen Vorschlag als „shocking" und pietätlos in die gebührenden Schranken.



Lustige Ecke



Aufregung.

„Und warum haben Sie bei Ihrer Festnahme dem Beamten einen falschen Namen angegeben?"

„Herr Rat, ich war in einer solchen dämonischen Aufregung, daß ich mich vor Aufregung selbst nicht mehr kannte!"

*

Die Natur macht sich geltend!



Fuchs du hast die Gans . . .

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.